

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer. 1927-1944 1933

203 (25.7.1933) Am badischen Herd

Schiffe ohne Hafen

Unterhaltungen in der Schenke „Zum grauen Seehund“

Wieder einmal saßen wir in der Hafenschänke „Zum grauen Seehund“. Auf dem runden Tisch dampften, aller Zeitennot zum Troste, die dicken Groggläser und aus dem eisernen Kanonensfenster strömte behagliche Wärme. Das letztere war auch durchaus notwendig; denn sowohl Kälte, Sturm und Regen der Seemann draußen auf See bei Tag und Nacht über sich ergehen lassen muß; abends in der Küstenecke kann er einen gutgeheizten Raum beim besten Willen nicht entbehren.

Diesmal kam die Rede auf die mancherlei vermissten Schiffe, von denen in den Zeitungen der Hafenorte oft zu lesen ist. Den Grund hierfür bot die noch immer nicht erfolgte Rückkehr von Claus Hansen, die längst fällig war. Sein Schiff, die „Wesernixe“, mußte irgendwo an der schottischen Küste unglücklich gesunken sein; war sie doch seit vier Wochen überfällig, ohne daß der Vorfall der Behörde bisher gemeldet worden war. Ein recht bedenkliches Zeichen.

„Ich fürchte, wir werden unsern guten Claus Hansen nicht wiedersehen“, bemerkte im Austausch der verschiedensten Vermutungen der alte Kapitän Matthiesen. „Entweder ist die „Wesernixe“ mit Mann und Maus gesunken oder sie irrt sich als Gespensterschiff in irgendeiner verlassenen Gegend umher.“

Die Worte des erfahrenen Kapitäns machten mich neugierig. Gespensterschiffe — gab es denn so was? Gewiß kannte ich die Sagen vom fliegenden Holländer, hatte gelegentlich auch von diesem oder jenem rätselhaften Vorkommnis gehört, jedoch die Bestimmtheit, mit der der Kapitän seiner Vermutung Ausdruck gab, dazu das Bestreben, für meine Zeitung hier so beim Grogglas interessanten Stoff zu schinden, rüttelten an meiner beruflichen Hellhörigkeit. Da Matthiesen wußte, warum ich mich oft in seiner Kunde aufhielt, bedurfte es nur eines Anstoßes und eines Aufstoßes mit neugefüllten — auf meine Kosten, versteht sich — Gläsern und ein kleiner Vortrag war im Gange.

„Um die Schiffsahrt blüht von altersher viel Romantik“, begann der Vielgefahrene und Vielerefahrere. „Das ist auch in unsern Tagen, wo die Meere überschülftlicher geworden sind und die Funknachricht von Schiff zu Schiff eine so große Rolle spielt, so geblieben. Schon von meines Vaters Zeiten wurde an den Groggläsern in den Schifferkneipen davon erzählt. Als kleiner Junge lauschte ich eifrig den Gesprächen der alten Wasser- und wettererprobten Seeleute, später bin ich dann selber mehr als drei Jahrzehnte auf See gefahren und habe manches von dem bestätigt gefunden, was ich als Knabe erstmalig staunend vernommen hatte. Ihr Zeitungsmenschen seid ja so klug, hört

überall das Gras und wer weiß was sonst noch wachsen, wenn ihr aber einmal von Dingen hört, die über euren Landhorizont hinausgehen, dann glaubt ihr gleich, es wäre Seemannsgarn.“

Gespensterschiffe — ganz gewiß gibt es die. Und fast jeder alte Seemann hat schon welche gesehen. Oder was glauben Sie, was aus den Schiffen wird, die draußen Panne haben, von denen die Besatzung sich durch Glücksumstände rettet, die aber nicht immer sinken? Beispielsweise die doch noch immer aus Holz gebauten Fischdampfer oder die Segelkähne? Man darf dabei freilich nicht an ein eisengepanzertes Kriegsfahrzeug denken.

An der Biskaya, wo's bekanntlich zumeist recht lebhaft zugeht, besonders in den Herbst- und Wintermächten, bemerkten wir einmal ein schwimmendes Wrack, das von weitem gar nicht den Eindruck eines solchen machte. Erst bei näherem Zusehen entdeckten wir, daß bei dem Schiff einiges nicht stimmte. Es schaukelte hin und her, anscheinend ohne ein bestimmtes Ziel. Was gerade in dieser Gegend auffällig war. Wir waren natürlich neugierig, setzten ein Boot aus, das Wasser war um diese Zeit ruhig, stiegen drüber an Deck und, was meinen Sie, was wir zu sehen kriegten? Das Schiff war in seinem Innern in Ordnung. Es standen sogar noch Lebensmittel umher. Dagegen war kein Lebewesen auf dem Kahn zu entdecken. Am Bug stellten wir eine starke Kollision fest; das Schiff muß also vom Sinken bedroht gewesen sein, die Besatzung ward von dem andern Schiff, mit dem es zusammengerannt war, übernommen, während man das beschädigte seinem Schicksal überlassen hatte. Wahrscheinlich ist der Kahn dann aber doch nicht gesunken, er hatte sich wieder erholt und trieb nun als herrenloses Wrack sein bescheidenes Dasein.“

„Ja, aber wird ein solches, na, sagen wir mal, Seeretterschiff nicht von jemanden abgeholt?“ fragte ich.

„Allemaal, das sollte es, entgegnete der Kapitän, „nur gelingt dies in sehr vielen Fällen nicht; ganz abgesehen davon, daß man von der Existenz solcher vagabundierenden Schiffe zwar gelegentlich erfährt, sie aber zumeist nicht auf findet. Die Vorkunft ist, daß, wenn ein christlicher Seefahrer, Sie kennen doch den alten Ausdruck? — ein auf dem Meere herren- und führerlos treibendes Schiff, gleich in welchem Zustande, antrifft, so hat er die Pflicht, dies der nächsten Küstenstation aufzutun zu lassen. Von hier aus werden die in jener Gegend fahrenden Schiffe vor der Gefahr des Heruntretens gewarnt. Außerdem wird das Fahrzeug

und sein Standort dem in Newyork befindlichen internationalen Wrack-Büro signalisiert. Dieses Büro hat die Aufgabe, alle gelegentlich gesichteten, auf den Weltmeeren treibenden Wracks oder „Gespensterschiffe“ in seine Listen aufzunehmen. Auf diese Weise erfahren die eintägigen Eigentümer von ihrem verschollenen Schiffe, erfährt es die Londoner Versicherungsgesellschaft Lloyd und erfahren es die Schiffe, die ständig jene Gegend kreuzen.“

„So gibt es also anscheinend viele solcher herumgehaukelnden Wracks auf den Weltmeeren?“, bemerkte ich, „weiß man darüber etwas genaueres?“

Darauf der Kapitän: „Soweit unser lidenhaftes Wissen hier angewendet werden kann, ganz bestimmt. In den Listen des internationalen Büros sind schon annähernd fünfzehnhundert schwimmende Wracks verzeichnet. Schätzungsweise rechnet man mit etwa dreitausend, zumeist größeren Wracks. Jahrelang schwimmen diese Schiffe draußen herum. Sie sind nach dem Gesetz keines Menschen Eigentum mehr; es gelüftet aber auch niemanden danach. Sieht das herrenlose Fahrzeug bereits ordentlich zersaut, also richtig wrackähnlich aus, so kümmern sich die an ihm vorbeifahrenden Schiffe überhaupt nicht weiter darum; Sie müssen nämlich wissen, auch die Seefahrer haben's allemal eilig — macht der „fliegende Holländer“ jedoch noch einen überraschend guten Eindruck, und ist die See still, dann stoppt man, setzt ein Boot aus und beguckt sich den Burschen, der anscheinend, wie man so sagt, nicht leben und nicht sterben kann. Ich habe da einige Ergebnisse...“

„Bitte! Vorher aber erst noch etwas Wärmendes!“ Der Wirt brachte neue Gläser und Kapitän Matthiesen fuhr fort:

„Als junger Erster Offizier fuhr ich das fünfte Jahr auf einem Dampfer, als uns ein großer Kahn entgegenkam, der trotz unseres Signalisierens keinerlei Mähne machte, seitwärts zu drehen. Unser Kapitän geriet erst in Besorgnis, wir verlangsamten den Kurs und hatten, da das fremde Schiff nicht näher kam, auch Gelegenheit abzugeben. Die tauchten wir aber alle, als der Kapitän die Feststellung machte, daß er diesen heimatlosen „Holländer“ schon vor zwei Jahren einmal in der Gegend angetroffen hatte. In einem andern Falle habe ich selbst einen herumtreibenden Segler gesichtet, auf dem ich anderthalb Jahre zuvor gewesen und seine Eigenschaft als Schiff ohne Hafen festgestellt hatte. Diese Schiffe waren zwar arg mitgenommen, schwammen jedoch ganz ruhig auf den Wellen. Zu einem gut Teil unter Wasser torfelnde

Fahrzeuge, also so richtige Wracks, die niemand mehr betreten kann, habe ich auf meinen Fahrten mehrfach gesehen. Das ist nichts Seltenes.“

„Es muß doch einen großen Reiz ausüben, einem solchen, von der Romantik umwobenen geheimnisvollen Schiffe fern im Weltmeer zu begegnen“, warf ich ein.

„Wie man's nimmt. Vergessen Sie nicht, daß in der Nähe und beim Betreten eines solchen heimatlosen Fahrzeuges immer Gefahren lauern. Auch das Bootaussehen macht man nicht gern. Man sieht es am liebsten, wenn man mit solchen „romantischen“ Kästen wenig zu tun hat. Besonders des Nachts wird es unheimlich. Sie wissen doch, daß der Seemann heute nicht minder abergläubisch ist wie zu Störtebeckers Zeiten; mit „Gespensterschiffen“ hat er nie gern etwas zu tun.“

„Und der eintägige Besitzer des fremden Schiffes? Hat der kein Interesse an einer Bergung? Dient man ihm nicht, wenn man ihm Mitteilung macht?“

„Keineswegs. Er hat, als sein Schiff für verschollen erklärt wurde, die ihm zustehende Versicherungssumme ausgezahlt bekommen. Selbst wenn er wüßte, wo sich sein verschollenes Fahrzeug jetzt im Wrackzustande befände, er würde es nicht abschleppen lassen, könnte es auch gar nicht. Ihm ist es gleich, ob der Kahn seinerzeit in den Wellen versank und auf dem Grund des Meeres liegt oder ob er im Kampfe mit dem Element schließlich überraschenderweise doch noch die Oberfläche gewann und sich, von Sturm und Wellen zerfaut, von Mannschaft, Gott und aller Welt verlassen sich an der Oberfläche behauptete und noch behauptet. Einen Wert hat er bestimmt nicht mehr. Nicht mal den des Verschrottens. Übrigens, bei den heutigen Schrottpreisen...“

S. Elze:

Schwanenlied

Auf Island blaut ein tiefes Tal,
Dabin die weißen Schwäne ziehen,
Wenn sie des Lichtes müde sind;
Da blüht die Blau so blank wie Stahl,
Eiskübel die steilen Gipfel glücken,
Und leise, leise singt ein Wind.

Singt einen hellen, langen Ton. —
Das schönste Lied im ewigen Lebens.
Will nun dem Schwand das Letzte sein,
Und geht in seinen Schatten schon
Das sanfte Wissen des Entschlafenen
In goldbehauchten Wolkenchein.

Und alle Schwäne fallen ein;
Sie baden sich im Jubelstingen,
Als ob ein heil'ges Segen Weib
Zausche das Lied vom Glückseligen.
Und fein und leise bläst das Klängen,
Und still und einsam bleibt ein Leib.



70. Fortsetzung.

Bis zur Mitternacht blieben wir unbehelligt. Fritz Willen wurde kühn, stopfte sich eine Pfeife, rieb ein Streichholz an; als aber der Schein der Flamme mich beleuchtete, hielt er inne: „Manes, du blut'it jo —?“

„Wo?“
„Nu, hinne, am Nacken, an der Schulter —!“
„Ich fühlte hin, meine Finger klabten.“
„Blattfuß, Fritz!“
„Was mache wir do?“
„Nichts. Aufsch halten. Es loht sich. Hab ja keine Schmerzen!“
„Wann's aber schwäre tut?“
„Es schwärt nicht, Fritz!“

Ich bewegte beide Arme, stand auf, ging drei Schritte, bückte mich nach vorne, beugte mich nach hinten, bewegte die Knie. Keine Schmerzen.

Fritz Willen sog an seiner Pfeife, der Kanaster anahnte nicht mehr. Ein neues Bündelholz stammte auf, sein Lichtschein wurde zum Verräter: Von der Uferstraße her scholl ein Lärm, dürre Äste knirschten, schene Schritte tappten. Wir spitzten die Lauscher, wurden heiß, drückten uns die Hände: Das waren keine freundlichen Schatten, wir zählten französische Helme: Nur ein halbes Duzend? Schon stolperten einer über die Füße der Schlafenden, der Erwachen-

de flucht, der Schuldige bettelte flüsternd um Pardon. Und rief so gedämpft durch die Finsternis der Bäume, als fürchte er sich vor irgend einer Hinterlist: „Comarade? Eh, psi, camarade —?“

Ich antwortete dreist: „Nix Kamerad, haut wieder ab!“

Die Poilus kamen näher. Und stolperten wieder über die Bänke der Schnarhenden. So wurde unser Kollkommando alarmiert. Wer da geschlummert hatte von den Wägen, Bauern und Bürgern, reckte sich stöhnend in den Blättern, gähnte laut, stand auf. Die Franzosen wurden umzingelt, doch hob keiner von den Unsern die Faust. Einer spottete nur. „Im Westen nix Genues, Mössjöh!“

Gefahr im Verzug? Sonst war der Schakal nur mutig in seiner Herde. Obwohl es dämmer war, schienen alle auf einen Führer und Sprecher zu warten. Fritz Willen stieß mich an, also sollte ich an der Reihe sein.

„Sucht ihr wen? Spricht einer deutsch?“

Der grelle Lichtkegel einer Taschenlampe traf mich in die Augen. Ich zuckte geblendet, da sank die Lampe gegen den Boden. Verdächtige Müchicht.

„Ich sprechen deutsch, Er! Student. Sorbonne in Paris. Bitte, lassen Sie sich sagen, alles sehr gefährlich!“

Der Franzose machte eine Pause, als müßte er neue Worte suchen. Fritz Willen raunte mir ins Ohr: „Du, da türmen wieder welche!“

Einige von unsrer Kolonne machten prompt die Hosen voll und suchten zurück, die sechs Poilus waren uns wichtiger geworden. Und der Studio von der Sorbonne radebrechte weiter: „Bitte, sein wir Kameraden in gut und bö. Gehen Sie nach 'auf. Morgen alle in Gefangenschaft, übermorgen Gericht vor die Militärs. 'aben Sie Vernunft, was soll so viel Blut im Frieden?“

„Wer schickt euch?“
„Keiner. Wir selber sind gekommen. Niemand darf wissen!“

Während ich bemüht war, meinen Verstand zu ordnen, welschten die Musketen untereinander wie Gänserichde. Sie ruderten dabei emsig mit den Händen, schnatterten und fellschten, als könnten sie nicht einig werden. Der Student dolmeischte: „Bitte, wir müssen gehen. Wir 'atten nur dies zu sagen. Ueben Sie Vorsicht, ich achte nicht die Verräter, ich achte keinen Verräter, wir wollten nur gut sein, mes camarades und ich!“

Schwerenot, das roch beinahe ehrlich? Doch sagten uns die Leute etwas Neues? Ich verfaßte die Antwort, weil mir die Sprache fehlte. Die Poilus waren waffenlos und auf eigene Faust in unser Lager gekommen. Und es hatte etwas im Ton ihrer Warnung geschwungen, was weder List noch Taktik sein wollte. Da verließen uns Soldaten, die nicht meintern wollten. Da gingen Menschen, die noch fühlten, wo ihre Notwehr aufhörte und ihr Krieg keine Ehre mehr eintrug. Diesen Stolz zu verlieren, konnte eine Gnade sein. Diese Verachtung galt nicht mehr uns, diese Würde stand über dem Horizont derjenigen, die ihre erbärmlichen Begriffe vom Respekt nur mit der Reispeltische verteidigen konnten, weil

ihnen für eine andre Haltung die Gräfte fehlte.

Der Sorbonner und seine Trabanten waren längst verschwunden, als wir uns klar wurden über den Dienst, den diese Einsamen ihrer Nation geleistet hatten. Man verzweifelte ja, weil sich die Gemüter dieser Feinde glichen wie gete Grimassen. Man verließ sich schon zu dem feherischen Gedanken, als sei jeder Rheinländer ein Lamm Gottes, das die Sünden der Welt hinwegzunehmen habe. Diese jungen Burschen, die als Gastfreunde gekommen waren, hatten jenen Geist der Erkenntnis in sich beschworen, nach dem wir verlangten, für den wir selber kämpften und bluteten. Ich war dabei gewesen, als deutsche Soldaten die Festung Maubeuge in Besitz nahmen. Die Franzosen hatten sie verteidigt bis zum letzten Kanonenschuß. Also mußte unser General den gefangenen Offizieren ihren Degen lassen. Das rühmte heute die andern? Daß sie im Eßener Kohlenpott wehrlose Arbeiter und Grubenleiter in Klumpen schossen? Daß sie eine Armee von Zuchthäuslern und Wabagunden als Kontrahenten eine Velle-Alliance mit Moneten und Schießpulver vollstierten? Oder — daß sich eine Handvoll Kerle zu uns stahl, die für den Ruf ihrer Nation fürchteten? Kerle, die einen Weg suchten, auf dem man sich in Ehren treffen sollte?

Wir waren den nächstlichen Besuchern dankbar. Nicht ihrer Warnungen wegen, wir mußten jetzt nur, daß wir keine billige Indianergeschichte erlebten, in der es drüben nur Schurken und haben nur Engel gab.

Fritz Willen schmauchte wieder seine Pfeife und zog mich am Ärmel: „Du, halt's gemerkt? Sind wieder hundert abgehauen. Angst tun se habbe. Kannst's schlottere höre? Morges sin wir zwei allein!“

Fortsetzung folgt.